(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung

Nr. 170 — Dienstag, den 23. Juli — 1901

England in Nöthen.

Nach einwandfreien Mittheilungen von kundiger Seite geht es den Engländern in Südafrika noch viel schlechter, als man nach der Haltung der englischen Regierung und den vielfach doch recht zuversichtlichen Telegrammen des Lord Kitchener annehmen sollte. Man dürfte heute schon behaupten, so heißt es weiter, daß die Engländer das Maß ihrer Kräfte gegen die Buren erschöpft haben, und daß das Unterdrückungswerk nicht gelingen werde, wenn auch die Engländer noch hier und da einen kleinen Erfolg erringen sollten. In Wirklichkeit sind diese Thesen ja auch weiter nichts als die ganz natürlichen Folgerungen aus den von Lord Kitchener ergriffenen Maßnahmen oder gefaßten Kriegsplänen. Kitchener hat die Unmöglichkeit, das ausgedehnte Kriegsgebiet mit englischen Truppen besetzt zu halten, eingesehen, und er ist vor allem auch dessen inne geworden, daß das Kapland für die englischen Kriegsoperationen keinen geeigneten und zuverlässigen Stützpunkt mehr bildet. Lord Kitchener hat sich daher in das Unvermeidliche gefügt und den Beschluß gefaßt, seine ganze Truppenmacht in dem südöstlichen Transvaal zu concentriren und von dort aus die Verbindungslinie mit Durban dermaßen zu vertheidigen, daß sich wenigstens auf ihr eine sichere ununterbrochene Communication des britischen Hauptlagers, mit dem Meere aufrecht erhalten läßt. Mit diesem Entschluß hat Kitchener jedoch nur eingestanden. daß seine Truppen, für den Angriffskrieg gegen die Buren unbrauchbar geworden sind, er hat damit vielmehr noch manche andere Kalamitäten, die das englische Heer gänzlich zu vernichten drohen, aufgedeckt.

Mit dem Entschluß, die längst occupirten Gebiete zu ihrem größten Theil wieder aufzugeben, hat Lord Kitchener zugleich bekundet, daß die Verpflegung der zerstreuten englischen Truppen auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen ist, und daß für die Kranken und Verwundeten nicht entfernt in dem Maaße gesorgt werden kann, wie es erforderlich ist. Kitchener erhofft von einer Concentrirung seiner zerstreuten Truppen eine baldige Beseitigung auch dieser Uebelstände, weil die Möglichkeit ohne Unterbrechung mit englischen Schiffen zu verkehren, sowohl die Gelegenheit bietet, fortgesetzt Lebensmittel, Arzneien, Munition und was die Armee sonst bedarf, von den Schiffen herbeizuholen, als auch insofern von Bedeutung ist, als die transportfähigen Kranken und Verwundeten sofort auf die Schiffe von dort in die Heimath geschafft werden können.

Und wenn sie auch nicht alle krank und verwundet sind, kriegsunbrauchbar sind doch so viele geworden, daß Lord Kitchener ihrer 70 000 nach England zurückzuschicken gedenkt. Diese 70 000 wirken auf die Kitchener'schen Unternehmungen wahrscheinlich wie Ballast, so daß er sicherlich froh sein wird, wenn er ihrer erst ledig ist. Amtlich wird die Angelegenheit selbstverständlich so dargestellt, als ob Kitchener die Widerstandskraft der Buren im Allgemeinen für gebrochen erachte und mit geringeren Truppenmassen auszukommen hoffe. Wie diese amtliche Darstellung in England Gläubige finden konnte, da gleichzeitig das Verlangen Kitcheners nach 50 000 Mann frischen und auserlesenen Truppen publicirt werden mußte, ist ein Räthsel. England würde nun aber die Werbetrommel ganz gehörig rühren müssen, wollte es überhaupt 50 000 Mann in absehbarer Zeit auf die Beine stellen. Die Kriegslust ist in England wie in seinen Kolonien überaus rar geworden. Ganz unmöglich aber ist es der englischen Regierung ein kriegsbrauchbares Heer von einem halben Hunderttausend Mann nach Südafrika zu senden. Es müßten im besten Falle Jahr und Tag vergehen, ehe an die Ausführung dieses Verlangens Lord Kitchener gegangen werden könnte; inzwischen aber dürfte ganz Südafrika für die Engländer endgültig verloren gegangen sein.

Es ist daher eigenschaftlich auch nur selbstverständlich, daß die Buren alle ihre Streitkräfte aufbieten und sogar 14jährige Jünglinge, die bei ihnen natürlich längst mit der Büchse umzugehen wissen, unter die Fahnen rufen, um den Kampf gegen die englischen Unterdrücker fortzusetzen und sie einem gutem Ende zu führen. Was in dem Kampfe um ideale Güter, um Einheit und Recht, die Völker zu leisten vermögen, das lehrt die Weltgeschichte in ihren ergreifendsten Kapiteln. Sie wird einst auch von dem Freiheitskriege der Buren und ihrem endlichen Siege erzählen können.

Die meisten Menschen essen zu viel

sagt Dr. Beerwald in der Zeitschrift „Blätter für Volksgesundheitspflege“, und er schreibt über die Folgen dieser üblen Angewohnheit: Eine Ueberladung des Magens mit Speisen ist nicht weniger unzuträglich als eine solche mit Getränken, und je nahrhafter die aufgenommenen Speisen sind, desto bedenklicher werden auch die Folgen sein, wenn diese Ueberladung des Magens gewohnheitsmäßig stattfindet. Von allen Ernährungssünden ist ganz sicher ein unmäßiger Fleischgenuß die bedenklichste, gerade weil das Fleisch das höchstwerthige Nahrungsmittel für den Menschen ist, indem es das für das Leben unbedingt erforderliche Eiweis dem Körper in der für die Aufnahme günstigen Form zuführt. Ist das Fleisch aus diesem Grunde für die meisten Menschen unentbehrlich, so muß es, im Uebermaß genossen, auch am ehesten zu einer Ueberladung des Körpers mit Nährstoffen führen. Viele Menschen glauben, jedem Hungergefühl möglichst sofort abhelfen zu müssen, und darin steckt ein großer Fehler, besonders wenn diese Anschauung durch die Erziehung schon im Kindesalter geweckt wird. Ein ebenso großer, wenn nicht schlimmerer Fehler ist die Meinung, daß man möglichst so viel essen muß, bis sich ein Gefühl der Sattheit einstellt. Diese beiden Irrthümer zusammengenommen führen, wenn sie von früh auf beobachtet werden, zu einer ungünstigen Entwickelung des menschlichen Körpers, indem das Körpergewicht bis auf eine Höhe anwächst, die für eine gesunde Thätigkeit der meisten edlen Organe unzuträglich ist. Für jede Körpergröße läßt sich annähernd ein Gewicht angeben, das als normal anzusehen wäre, und auf dieses Gewicht sind die Organe, die die Lebensthätigkeit hauptsächlich unterhalten, eingerichtet, ganz besonders das Herz. Wenn ein Herz nun dazu bestimmt ist, einen Körper von 150 Pfd. zu versorgen, und es wird dann vor die Aufgabe gestellt, mit einem solchen von 200 Pfd. fertig zu werden, so kann es begreiflicherweise seinen Aufgaben nicht mehr gerecht werden. Es ist, als ob man von einer Maschine, die ein bestimmtes Gewicht zu ziehen vermag, verlangen würde, daß sie außer dem noch ein ganz bedeutendes Uebergewicht vorwärts brächte. Dazu kommt noch, daß die Thätigkeit der Organe und auch des Herzens infolge der fettablagerung behindert wird. Schließlich muß eine Uebernährung des Körpers auch zu einer Beeinträchtigung der geistigen Fähigkeiten führen. Auf die besonderen Folgen der Uebernährung wie die Hypochondrie, deren Namen schon auf die Gegend des Unterleibens verweist, und auf die Gicht braucht man wohl kaum einzugehen. Aus solchen Erwägungen heraus wird sich ja kein moderner Mensch bewogen fühlen, sich eine besondere Uebung im Fasten vorzuschreiben, aber er wird es sich selbst zu danken haben, wenn er seine Gewohnheiten im Essen — vom Trinken versteht sich ja das von selbst, etwas schärfer unter Aufsicht nimmt und sich vor Allem zu dem Grundsatz bekennt, daß ein Gefühl des Hungers nicht unter allen Unständen gestillt werden muß, da es vielfach auch als eine Täuschung und als eine keineswegs berechtigte Empfindung auftreten kann.

Illusion und Realismus auf dem Theater.

Von Camillo Heyden.

(Nachdruck verboten.)

Unser Theater steht gegenwärtig unter dem Zeichen des Realismus. Ich meine damit nicht den Realismus in der Schauspielkunst — das ist ein Kapitel für sich —; ich meine den Realismus in der Regie, das Bestreben, die Vorgänge auf der Bühne dem Zuschauer nicht als vorgestellte, sondern als wirkliche erscheinen zu lassen. Noch ist dies Bestreben unausgesetzt in Zunahme begriffen, und oft hören wir von neuen Triumphen des Realismus auf dem Theater: hier ist ein Duell ganz „naturgetreu“ mit scharfen Waffen ausgefochten worden, dort raste eine ganze Compagnie Kavallerie über die Bühne und wieder wo anderes gaben „echte“ Bestien eine Gastrolle. Es ist interessant, sich die Technik dieses theatralischen Realismus einmal genauer zu betrachten, zugleich aber auch seine Berechtigung und seine Grenzen zu prüfen.

Zu Schiller's und Goethe's Zeit wurde allein darauf Werth gelegt, daß der Schauspieler den geistig-menschlichen Gehalt seiner Rolle klar und lebensvoll herausbringe; heut erwartet man, daß er uns auch das Alltägliche seiner Figur skizziere, nicht nur den Menschen, der leidet, ringt, untergeht, sondern auch den, der ißt, trinkt und sich räuspert. Allerdings ist dies Verlangen durch die moderne dramatische Produktion wesentlich mithervorgerufen worden. Schon Sardou hat den letzten Akt seiner „Cyprienne“ zum großen Theil durch ein petit souper ausgefüllt und Halbe's „Jugend“ ist nicht ohne Grund ein Unglück in mehreren Kaffeegesellschaften genannt worden. Es wird in den modernen Stücken mehr gegessen und getrunken, und so ist es nicht ganz unberechtigt, wenn das Publikum diese zu höherer Wichtigkeit emporgestiegenen Vorgänge nun nicht mehr bloß symbolisch angedeutet sehen will. Das Papphuhn der guten alten Zeit thuts also nicht mehr. Auf der anderen Seite aber kann man gleich hier erkennen, daß die Grenzen des Realismus auf der Bühne nicht allzu weite sind. Denn daß auf der Bühne gegessen und getrunken würde, wie in der Wirklichkeit, ist darum ausgeschlossen, weil es zu zeitraubend sei, den Schauspieler beim Sprechen behindern und mehr von seiner Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen würde, als für seine eigentliche Aufgabe gut wäre. Es muß sich also doch auch der Realismus mit dem Surogate begnügen," nur daß an die Stelle des Papphuhns jetzt gewöhnlich ein leichter Kuchen tritt, der ohne Mühe zu behandeln ist und im Munde zerschmilzt. An den Schauspieler stellt übrigens der Realismus in gewisser Weise erhöhte Anforderungen. Er muß trinkfest genug sein, um ohne Nachtheil für seine Fähigkeiten ein Paar Gläser Sekt an einem Abend herabstürzen zu können, und er muß sich in dem Grade zum Meister alles Rauchbaren gemacht haben, daß er von der Zigarette bis zur holländischen Thonpipe gegen alles auf dem Gebiete gefeit ist. Trotz alledem bleibt der Eß-, Trink- und Rauchrealismus für den Schauspieler etwas wenig Erfreuliches, da er ihm keine Vortheile bietet, hingegen ihm mancherlei Störungen bereiten kann. Sich zu verschlucken oder durch Zigarettenrauch zum Husten gereizt werden — das ist menschlich und verzeihlich, aber auf der Bühne bedeutet es den Tod.

Ungleich mehr innere Berechtigung hat der Realismus beim Theaterkostüm. Hierin stehen wir heut auf dem Gegenpole der Zeit Ludwig XIV. Damals erschien Andromache in hohem Toupet und im Kostüm einer französischen Hofdame. Heut wird die historische Echtheit soweit getrieben, daß selbst die nationalen Sonderheiten, die das Kostüm einer Periode aufwies, berücksichtigt werden, und daher an einer großen Bühne das Kostüm z. B. verschieden ist, wenn es sich um burgundische oder wenn es sich um oberdeutsche Trachten des XV. Jahrhunderts handelt. Hierin liegt aber bereits wieder ein Exceß des Realismus. Denn das Theater ist keine historische Lehranstalt und es genügt, wenn es zur Erweckung der historischen Stimmung ein im Ganzen echtes geschichtliches Bild darbietet. Dazu tritt das Bedenken, daß viele historische Trachten durch ihre Absonderlichkeiten für die Bühne wenig geeignet erscheinen. Es heißt allerdings gegen den Strom schwimmen, wenn man die Ansicht vertritt, daß bei einer Differenz zwischen dem historisch Echten und dem Schönen in vielen Fällen dem letzteren der Vorzug zu geben sei. Dennoch giebt die Theaterpraxis dieser Auffassug recht. Denn sobald das Publikum in der Kostümirung der Darsteller Absonderlichkeiten oder Wunderlichkeiten erblickt, richtet es erfahrungsmäßig seine Aufmerksamkeit zuerst auf sie; und erst wenn Neugier und Verblüffung darüber überwunden sind — und das dauert erfahrungsmäßig, eine ganze Weile —, richtet sich die Aufmerksamkeit wieder der Darstellung selbst zu.

Auch im Kostümwesen spielt der Schein so manchmal seine Rolle. Es giebt so manches Gewand, dessen anscheinend kostbare Stickerei von einer geschickten Hand auf den rohen Stoff aufgemalt sind. Was wäre auch hiergegen einzuwenden, wenn nur die Illusion eines kostbaren Gewandes auf diesem Wege erreicht wird! In diesem Falle erweist sich der Realismus also umso weniger zweckmäßig, als er auf dem Gebiete des Kostüms ein sehr theures Prinzip ist, den ein vollständig „realistisches Karlos- oder Romeokostüm ist eine sehr theuere Anschaffung. Weit ausgedehnter aber noch ist das Reich des Scheins beim Theater-Mobiliar. Die kostbarsten Schnitzereien an Schränken und Büffets, das prächtigste Zinn- und Silbergeräth auf den Kredenzen, die herrlichsten Gobelins an den Wänden führt der Pinsel des Theatermalers aufs täuschendste aus, und es gehört ein sehr geübtes Auge dazu, um diese Täuschung zu erkennen. Hier wird dem Realismus auf der Bühne durch die Kostbarkeit der Objekte eine natürliche Grenze gesetzt.

Ueberhaupt ist der Theatermaler der größte Illusionist und der wichtigste natürliche Gegner des Realismus unter den Theatertechnikern. Denn ihn lehrt Ueberlieferung und eigene Erfahrung, daß er seine Arbeit durchaus der „Optik des Theaters“ anpassen muß. Sein Werk ist im allgemeinen auf die Betrachtung aus so erheblicher Entfernung berechnet, daß er nur die wichtigsten Eigenschaften der Gegenstände in großzügiger Darstellung zur Geltung bringen und sich nicht in sorgsame Detailausführung verlieren darf. Es würde durch dies Mehr an Arbeit und Ausführung nicht allein seine Wirkung nicht erhöhen, sondern sie sogar beeinträchtigen, insofern die Werke des Theatermalers durch Detailrealismus auf die Entfernung einen verworrenen und unruhigen Charakter annehmen. Trotz dieser unumstößlichen Regeln — man müßte wohl korrekter sagen: Gesetze — der Theatermalerei scheint der unvermeidliche Realismus neuerdings auch hier Terrain zu gewinnen. Es ist berechtigt und nöthig, jene im letzten Akte der „Lustigen Weiber von Windsor“ resp. der darauf zurückgehenden Opern eine so wichtige Rolle spielende „Herne's Oak“ als eine Eiche zu charakterisiren; sie aber nun sorgsam und streng realistisch auszuführen und sie mit allen Merkmalen der Gattung auszustatten, ist ganz überflüssig, ja es ist schädlich, indem der Beschauer angesichts eines so realistisch dargestellten Baumes erst recht inne werden wird, daß dieser Baum — todt ist. Das Zittern der Blätter im Winde, die Unendlichkeit ihrer Formen, das Spiel des Lichtes auf den Zweigen — all' das liegt eben außerhalb der Macht des Theatermalers, und er sollte sich hüten, den Zuschauer selbst auf diese Grenzen hinzuweisen. Ueberhaupt hat die realistische Behandlung des Landschaftsbildes auf der Bühne im Ganzen und Großen bisher nicht zu viel Gutem geführt. Unter dem entzückten Ah! des Publikums läßt man Mond und Sonne auf- und untergehen, und durch die Wolfsschlucht im „Freischütz“ läßt man einen „echten“ Wasserfall brausen. Das sind Blender, — Blender ohne künstlerischen Werth, die nur die Aufmerksamkeit des Publikums von dem eigentlichen Kerne eines dramatischen Werkes abziehen und zum Theil große Mittel verschlingen, die auf so manche andere Weise unendlich viel nützlicher für unser Theaterleben verwandt werden könnten. Auch bilden die auf diese Weise großgezogenen Ansprüche des Publikums eine ernste Gefahr für unsere ganze Theaterkunst. Schon ist die englische Bühne zum großen Theile dem Moloch des Ausstattungsrealismus zum Opfer gefallen — vestigia terrent!

Seine ganze Schwäche aber offenbart der Realismus auf dem Theater erst in der Behandlung der Massen. Vordem repräsentirten zwei kämpfende Paare eine Schlacht und ein Dutzend Männer eine Volksversammlung. Bei uns haben darin bekanntlich die Meininger einen völligen Wandel im Sinne des Realismus herbeigeführt; ihre Antoniusszenne aus „Julius Cäsar“, die Kürassierszene in „Wallensteins Tod“ haben sie eine Art klassische Berühmtheit erworben, und ihre Bedeutung der darin geleisteten theater-technischen Arbeit kann kein Kenner in Abrede stellen oder herabmindern wollen. Aber gerade ein solcher Kenner wird auch am ehesten die völlige Unzulänglichkeit dieses Systems erkennen. Immer sehen wir bei diesen sogenannten Massenszenen deutlich die Signale, beobachten die Gruppen und ihre Führer, bemerken die Stichworte. Der Realismus muß sich auch hier in sehr engen Grenzen halten. Denn die Römer am Sarge Cäsars, tobten, jubelten, stürmten, wie's ihnen ums Herz war; die Theaterrömer müssen sich streng nach den Worten des Antonius richten, die doch immer die Hauptsache, immer vernehmlich bleiben sollen, — sollen: denn oft hat der Realismus der Massenszenen diese nothwendige Grenze bereits überschritten. Diese Rücksichten und der Umstand, daß die Komparserie überall der schwerfälligste und bildungsunfähigste Theil des ganzen Theaterapparats ist, müssen derartigen Volksversammlungsszenen stets etwas Unwahres und Gezwungenes geben; sie schwanken stets vom Zuviel zum Zuwenig; sie sind nicht Wahrheit und nicht Symbol. Und was die Schlachtszenen angeht, so geben 20 kämpfende Paare so wenig wie zwei den Eindruck einer Schlacht; nur durch illusionirende Geräusche hinter der Bühne, und durch einzelne episodische Bilder, wie z. B. einen Haufen erschreckt Flüchtender, ist diese Wirkung zu erzielen. So oft die Bühne den Versuch macht, die Dinge selbst realistisch zur Darstellung zu bringen, wird sie früher oder später scheitern. Sie kann nur Symbole geben. Ist doch jedes Drama selbst nur ein Symbol und alles an ihm symbolisch. In welchen Formen sich die Symbolik der Bühne bewegt, das ist allerdings eine Frage des Zeitgeschmacks. In Shakespeare's Tagen genügte die einfachste Andeutung; das Uebrige vollbrachte die mitschaffende Phantasie der Zuschauer. Heut hat die Symbolik der Bühne pseudorealistische Formen angenommen; man bemüht sich alles deutlich zu sagen, handgreiflich zu zeigen, — und die Phantasie der Zuschauer ist schlaff geworden, schafft nicht mehr rege mit, läßt sich etwas vormachen und achtet mehr auf das Drum und Dran des Stückes als auf seinen geistigen Gehalt. Zu Shakespeares Formen können und wollen wir nicht zurücktreten; das aber glauben wir, daß der Realismus auf dem Theater in seiner

heutigen Gestalt dann schwinden wird, wenn eine Dramatik und daran sich anschließend eine Schauspielkunst von reichem und tiefem geistigen und menschlichen Gehalt unsere Aufmerksamkeit wieder ganz auf das „große gewaltige Schicksal“ lenkt, das vor unseren Augen über die Bretter schreitet. Davor verbleichen dann die aufgehende und untergehende Sonne, verschwindet die Frage: „Papphuhn oder Kuchen?“ und verstummen die überlautgeschäftigen Statisten der „realistischen“ Volksversammlung.

Kunst und Wissenschaft.

— Die aufgeworfene Frage nach dem Verbleib der deutschen Nordpol-Expedition beantwortet folgende Meldung aus Digermulen: Der Schnelldampfer „Auguste Viktoria“ erhielt in der Advent-Bay durch ein Schiff einen Brief des Nordpolfahrers Bauendahl, worin dieser mittheilt, daß er den 82,7 Gr. nördl. Breite erreicht und dann auf der Däneninsel überwintert habe, und um Proviant und sonstige nothwendige Gegenstände bat. Die „Auguste Viktoria“ gab dem Ersuchen Folge und übernahm noch die Post, sowie verschiedene Jagd- und wissenschaftliche Gegenstände der Bauendahl'schen Expedition. Das nächste Ziel der Expedition ist die Ostküste Grönlands. — Nach den „Hamb. Nachr.“ entläßt B. unter Aufgabe seines früheren Planes seine Leute nebst Schiff nach Hause und zimmert aus Trümmern des Andree-Hauses ein neues Boot, auf dem er in Begleitung eines norwegischen Fischers Grönland zu erreichen strebt, was einem Selbstmordversuch gleichkommt.

Vermischtes.

In Leipzig hat ein Schularzt seine ärztliche Hilfe verweigert. Ein Volksschüler zog sich im Schulhofe einen Beinbruch zu, und der herbeigerufene Schularzt erklärte, zunächst müßten die Eltern herbeigeholt und befragt werden, ob sie die Mittel und den Willen hätten, den Verband zu bezahlen, was die Mutter des Knaben verneinte. Dieser mußte dann zum nächsten Bahnarzt getragen werden. Es läßt sich denken, daß das Vorkommniß allgemeines Befremden hervorrief, doch konnte sich der Arzt darauf berufen, daß er den dienstlichen Bestimmungen gemäß gehandelt habe. Die Leipziger Stadtverordneten haben nunmehr einstimmig beschlossen, den Rath zu ersuchen, in die Dienstordnung für Schulärzte die Bestimmung einzufügen, daß diese verflichtet sein sollen, bei einem Unfall innerhalb der Schule die erste Hilfe zu leisten, ungeachtet der Frage, wer in einem bestimmten Fall die Kosten zu tragen hat.

Den deutschen Durst hat der verstorbene Fürst Hohenlohe wohl zu würdigen gewußt. Der Reisende Eugen Wolf plädirte einst in einer Unterredung mit dem früheren Reichskanzler für die Zollfreiheit aller Weine, damit Wein „Nationalgetränk“ in Deutschland werden könne. „In meinem Plaidoyer zu Gunsten des Weines“, erzählt Wolf, „wurde ich wärmer und wärmer; der Fürst hörte mir, in einem großen Fauteuil vergraben, zu, mich dann und wann mit einem kurzen leuchtenden Blick des Einverständnisses streifend. Wahrscheinlich hatte ich zu lange und zu begeistert zu Gunsten des Weines gesprochen, hatte mir doch der herrliche 93er Mosel Seiner Durchlaucht die Zunge gelöst. Da ich zu bemerken glaubte, daß der Fürst etwas in sich zusammensank, vielleicht um ein „Nickerchen“ zu machen, wollte ich mich verabschieden, als der Fürst, dem keins meiner Worte entgangen zu sein schien, drastisch und kurz sagte: „Sie haben Recht, ich stimme Ihnen bei. Wissen Sie, was eintreten würde, wenn alle Weine zollfrei bei uns eingingen?“ — Die Deutschen würden zuerst den billigen Wein trinken und — das Bier hinterher.“

Der Kampf gegen die Schleppe wird allmählich in die Praxis übersetzt. Der Gemeindevorstand von Herrenskretschen (Böhmen) hat am Eingang des Ortes eine Tafel anbringen lassen, welche die Inschrift trägt: „Das Schleppen von Damenkleidern ist bei einer Strafe von 20 Kronen verboten.“ So sieht man denn oft Damen beim Lesen dieser Warnung unwillkürlich nach dem Rocke fassen, um ohne Staubaufwirbeln dahinzuwandeln.

Der Direktor der Münchener Akademie der Tonkunst v. Perfall ist jetzt zurückgetreten. Prinzregent Luitpold verlieh ihm den Titel eines Ehrenpräsidenten der Akademie.

Eine epidemische Haarkrankheit, die dauernden Verlust der Haare zu Folge hat, tritt in München-Gladbach auf. Von dem Leiden sind über 30 Knaben befallen.

Griechenland hat neue Briefmarken und Postkarten herausgegeben, wovon der Staatssäckel profitiren wird.

Was ein englischer Parlamentarier ausgeben muß. Recht bemerkenswerthe Feststellungen brachte, wie aus London gemeldet wird, das dieser Tage stattgehabte öffentliche Verhör Sir Ashmead Bartletts vor dem Konkursrichter zu Tage. Der ehemalige konservative Abgeordnete gab bei Feststellung seiner Ausgaben, an, daß er bei Beginn seiner politischen Laufbahn ein Kapital von 15 000 Pfund Sterling (300 000 Mark) besessen habe, das jedoch ihm durch seine parlamentarische Thätigkeit erwachsenden Ausgaben nicht entfernt decken konnte. Sir Ashmead Bartlett erklärte ferner, daß er sechs Wahlen durchgekämpft habe, deren jede ihn ca. 1000 Pfund (20 000 Mark) kostete. Am interressantesten aber war wohl das Eingeständniß, daß der Politiker für ihm gewährte Darlehen nicht weniger als 33—70 Prozent Zinsen zu zahlen hatte.

Ueber die Lebenszähigkeit der Walfische. Aus Newyork wird berichtet: „Der nordamerikanische Walfischjäger „Beluga“ erlegte im Behringsmeer vor kurzer Zeit einen großen Wal, in dessen Fleisch man eine eingewachsene Harpune fand. Dem allgemeinen Gebrauch nach stand auf dieser der Name des Schiffes eingravirt, zu dem sie gehörte, und dieser lautete „Montezuma“, was der Name eines Walfischfängers war, den die amerikanische Regierung während des Secessionskrieges ankaufte, um ihn mit anderen Schiffen an der Hafeneinfahrt von Galveston zu Blockirungszwecken zu versenken. Seit mehr als 50 Jahren hat also der jetzt erlegte Riese die Meere mit der Harpune im Leibe durchzogen.

Daß Fische sich erkälten können, wird Manchem sonderbar scheinen, weil die Fische doch zu den kaltblütigen oder, wie die Wissenschaft genauer sagt, wechselwarmen Thieren gehören Prof. Hofer, Leiter der Versuchsanstalt für Fischerei in München, weist in der „Allg. Fischereiztg.“ darauf hin, daß gerade die Fische einer Erkältung noch viel stärker ausgesetzt sein müssen, als die in der Luft lebenden Warmblüter, die durch tägliche Erfahrung daran gewöhnt sind, plötzliche erhebliche Temperatur-Schwankungen ihrer Umgebung zu erfahren. Die Warmblüter besitzen auch in den Blutgefäßen ihrer Haut, die sich nach der Außentemperatur zusammenziehen oder ausdehnen, ein Mittel, die Wärmeänderungen der Umgebung in ihrer Wirkung auf den Körper abzuschwächen und aufzuheben. Ein Fisch dagegen besitzt derartige Einrichtungen nicht, die die Körperwärme auf gleicher Höhe zu erhalten bestimmt sind, und er macht daher in seinem Körper alle Wechsel der Temperatur durch, die in dem umgebenden Wasser stattfinden. Er hat auch gar keine Gelegenheit, im Wasser plötzliche Temperaturschwankungen zu erfahren, denn wenn die Luft über einem Wasser vielleicht in wenigen Stunden 10 bis 15 Gr. kälter wird, so dauert es tagelang bis sich diese Abkühlung der ganzen Wassermasse mittheilt. Aus diesen Ueberlegungen geht hervor, daß die Fische gegen plötzliche Temperatur-Änderungen besonders empfindlich sein müssen. Diese Thatsache muß in der Fischerei besonders berücksichtigt werden.

Der Briefmarken-Automat. Folgende köstliche Geschichte erzählt das „Echo de Paris“: Auf dem Théatre Français-Platze befindet sich ein Postamt; in diesem Postamt kann man einen Apparat bewundern, der Briefmarken vertheilen soll. Der Apparat ist sehr hübsch und eine wirkliche Zierde des Postamts. Man braucht nur, wie ein daneben hängender Zettel belehrt, ein Zwei-Sous-Stück und ein Sou-Stück in zwei parallel laufende Oeffnungen zu werfen, dann kommt sofort aus einer dritten Oeffnung eine Briefmarke heraus. Wir warfen nun gestern genau nach Vorschrift ein Zweisous-Stück und ein Sou-Stück in die dafür bestimmten Oeffnungen, und heraus kam . . . nichts. Das theilten wir unterthänigst einem der Postbeamten mit, der uns unfreundlich erwiderte: Haben Sie denn am Apparat „toc, toc“ gemacht?“ — „Toc, toc“ habe ich allerdings nicht gemacht . . .“ — „Na, also! Wie soll denn der Beamte Zeit haben die Marke hineinzulegen?“ Wir sahen den Mann „mit offenem Munde“ an und fragten verwundert: „Ja, ist denn der Apparat nicht automatisch?“ In diesem Augenblick kam der Postinspektor hinzu und sagte kurz: „Geben Sie dem Herrn eine Marke!“ Und statt einer Erklärung gab man uns eine Briefmarke. Ein Herr, der dieser Szene beigewohnt hatte, warf „der Wissenschaft wegen“ auch drei Sous in den Apparat, erhob dann am Schalter, wie wir, Protest und bekam sofort eine Briefmarke. Es ist eine geradezu epochemachende Einrichtung!

Vom Büchertisch.

In der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ (Verlag der Union in Stuttgart) finden wir eine äußerst interessante Notiz über einen Prozeß gegen Sokrates unter König Otto. — Bekanntlich wurde Sokrates im Jahre 399 v. Chr. von dem Areopag zu Athen wegen Leugnung und Lästerung der Götter zum Tode verurtheilt. Unter der Regierung Ottos von Bayern und zwar im Jahre 1838, also 2237 Jahre nach jenem Urtheilsspruch und dessen Vollzug, reichte ein wunderlicher Gelehrter, der Advokat Paradopulos in Theben, bei dem Tribunal in Athen ein umfangreiches Schriftstück ein, worin er unter Aufwendung eminenten Wissens und mit großem Scharfsinn nachzuweisen suchte, daß Sokrates niemals die Götter verleugnet oder gelästert habe, daß demnach der Urtheilsspruch des Areopags, der ihn solcher Schuld für überführt erachtet und deswegen zum Tode verurtheilt hatte, ein ungerechter gewesen sei. Er verlange aus diesem Grunde zur Ehre des griechischen Volkes und um die geschändete Ehre des großen Philosophen wiederherzustellen, eine Wiederaufnahme des Prozesses. Das Tribunal legte das Schriftstück stillschweigend beiseite, wodurch sich aber der hartnäckige freiwillige Anwalt von weiteren Schritten in der Sache nicht abhalten ließ. Um zunächst in der Oeffentlichkeit dafür Propaganda zu machen, ließ er sein bei dem Tribunal eingereichtes Schriftstück drucken und vertheilen, dann auch kam er bei den Kammern mit dem Antrage ein, eine Kommission zu ernennen, die darüber zu berathen habe, mit welchen Mitteln eine Revision des Prozesses gegen Sokrates herbeizuführen sei. Indessen auch die Kammern verhielten sich diesem Antrage gegenüber ablehnend. Herr Paradopulos wandte sich nun in einer Eingabe an den König und in einem Aufrufe an das griechische Volk. Der König ließ dem Petenten zur Antwort geben, daß ihn persönlich die Sache zwar interessiere, er aber als König nichts thun könne. An dem griechischen Volke ging der Aufruf spurlos vorüber. Alle diese Mißerfolge in einer Sache, die er mit heiligem Eifer aufgenommen, und die er für eine nationale hielt, kränkten den Gelehrten dermaßen, daß er bald nachher einem Gallenfieber erlag.

Für die Redaction verantwortlich Karl Frank in Thorn.

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 20. Juli 1901.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch hochbunt und weiß 766—777 Gr. 172 Mk.
inländisch bunt 772 Gr. 168 Mk.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr Normalgewicht
inländ. grobkörnig 714—738 Gr. 130—132 Mk.
transito feinkörnig 741 Gr. 92 Mk.

Gerste per Tonne von 1000 Kilogr.
transito große 624 Gr. 100—102 Mk.

Erbsen per Tonne von 1000 Kilogr.
transito grüne 106—118 Mk.

Rübsen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländ. Winter- 236 - 237 Mk. bez.

Wicken per Tonne von 1000 Kilogr.
transito bunt 747 Gr. 125 Mk.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
inländischer 134—137 Mk.

Mais per Tonne von 1000 Kilog.
transito 92 Mk.

Kleie per 50 Kilogr. Weizen- 0,00—0,00 Mk.
Roggen- 4,25—4,75 Mk.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer

Bromberg, 20. Juli 1901.

Weizen 166—171 M., abfall. blausp. Qualität unter Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 133—141 Mk. feinst. über Notiz

Gerste nach Qualität 130—140 Mk. nominell.

Futtererbsen nom. bis 150 Mk.

Kocherbsen 180—190 Mark.

Hafer 145—150 Mk.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Bekanntmachung.

Bei der hiesigen höheren Mädchenschule ist die Stelle einer **Lehrerin** zum 1. Oktober d. Js. zu besetzen.

Das Gehalt der Stelle beträgt 900 Mark und steigt in 9 dreijährigen Perioden, beginnend nach siebenjähriger Dienstzeit im öffentlichen Schuldienste, um je 100 Mark bis zum Höchstbetrage von 1800 Mark. Daneben wird eine jährliche Stellenzulage von 50 Mark und von der definitiven Anstellung ab ein jährlicher Wohnungsgeldzuschuß von 200 Mark gewährt. Bei der Pensionirung wird das volle Diensteinkommen von der Anstellung im Schuldienste ab angerechnet.

Bewerberinnen, die die Lehrerinnenprüfung für höhere Mädchenschulen bestanden haben und sich über einen erfolgreichen Studien-Aufenthalt in England oder Frankreich ausweisen können, wollen ihre Meldungen unter Beifügung ihrer Zeugnisse und eines Lebenslaufs

bis zum 15. August d. Js.,

bei uns einreichen.

Thorn, den 11. Juli 1901.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Da neuerdings mehrfach Fälle zu unserer Kenntniß gekommen sind, in denen Hausbesitzer, welche bei unserer städtischen Feuersocietät versichert waren, eine neue Feuerversicherung bei anderen Versicherungsanstalten eingegangen sind, ohne ihren Austritt aus unserer Feuersocietät bei uns anzumelden, machen wir hiermit darauf aufmerksam, daß Doppelversicherungen gesetzlich unzulässig sind und eventl. den Verlust jeden Anspruchs auf Brandentschädigung zur Folge haben. Nebenversicherungen, bei denen also die Grundstückswerthe bei verschiedenen Anstalten theilweise versichert sein sollen, bedürfen der übereinstimmenden Zustimmung der mehreren interessirten Versicherungsanstalten.

Thorn, den 25. Juni 1901.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Die **Schuldienerstelle** bei der städt. Mädchenmittelschule und der städt. II. Gemeindeschule ist zum 1. October cr. zu besetzen.

Das Einkommen der Stelle beträgt bei freier Wohnung und Heizung jährlich 750 Mark.

Die Wohnung besteht aus zwei großen Stuben, einer Kammer und einer Küche.

Die Anstellung erfolgt mittelst eines Dienstvertrages auf dreimonatliche gegenseitige Kündigung und vorläufig auf 6 monatliche Probedienstleistung.

Die Verrichtungen des Schuldieners bestehen neben den Botengängen und sonstigen Dienstleistungen für die Schuldirigenten hauptsächlich in Reinigung und im Winter Heizung (einschl. Zuthaten des Feuerungsmaterials) von 23 Zimmen und 3 Sälen, sowie in der Reinigung der Flure, Treppen, Höfe und Aborte.

Bewerber, insbesondere Militäranwärter, welche kräftig, nüchtern und zuverlässig sein müssen, werden aufgefordert ihre Meldungen unter Beifügung von Zeugnissen und des Lebenslaufs **bis zum 25. August d. Js.** an uns einzureichen, Militäranwärter haben den Civilversorgungsschein beizufügen.

Thorn, den 13. Juli 1901.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

In unserer Verwaltung ist die Stelle des **Magistrats-Registrators** zum 1. Oktober d. Js. zu besetzen.

Bewerber, jedoch **nur Militäranwärter,** welche mit Registratur-Verwaltung einer größeren Communal-Verwaltung und den einschlägigen Arbeiten **genau** vertraut sind, werden ersucht, sich unter Vorlage von entsprechenden Zeugnissen, eines Gesundheits-Attestes, sowie des Lebenslaufs und des Civilversorgungsscheins

bis zum 27. August d. Js.

an den unterzeichneten Magistrat zu wenden.

Das Gehalt der Stelle beträgt 1500 Mark steigend in 5mal 4 Jahren um je 150 Mark bis 2250 Mark. Außerdem wird ein Wohnungsgeldzuschuß von 10% des jeweiligen Gehalts gezahlt.

Die Anstellung erfolgt auf dreimonatliche gegenseitige Kündigung mit Pensionsberechtigung und vorläufig auf sechsmonatliche Probedienstleistung. Bei der Pensionirung wird die Hälfte der Militärdienstzeit angerechnet.

Thorn, den 15. Juli 1901.

Der Magistrat.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn